

einander, als ob es aus schwachem Teig gebacken wäre, andererseits entstehen an gewissen Stellen immer Sprachverhärtungen, die man wahrscheinlich mit keinem Schwert der Welt zerhauen kann. »pattern« ist ein radikaler Meditationsversuch. Der sogenannte höhere Sinn entsteht nur durch Seharbeit. Nichts für flüchtige Leser also!

### **Gebeugt und an sich gedrückt**

*Im neuen Roman »Morbus Kitahara«* lädt Christoph Ransmayr den Leser zu einer Fahrt durch den Literatur-Prater ein.

In den Prater geht man meist dann, wenn einem gerade nichts anderes einfällt. Immerhin kann man sich bei dieser Gelegenheit an die eigene Kindheit erinnern oder Kinder mitnehmen. So ziemlich alles, was man sieht, ist bekannt, dennoch ist es ungeheuer reizvoll, mit einem Ringenspiel zu fahren wie vor dreißig Jahren.

**Christoph Ransmayr:**  
Morbus Kitahara. Roman.  
Frankfurt/M: S.Fischer  
1995. 439 Seiten. 326,- öS.

*Christoph Ransmayr,  
geb. 1954 in Wels, lebt  
in Dublin/Irland.*

11/12/95

In etwa ein literarischer Prater ist der neue Roman von Christoph Ransmayr. Da liest man, um halbwegs zu Lebzeiten noch die Hamme fertig zu kriegen, ziemlich forsch drauf los und ist enttäuscht, daß man eigentlich in einem literari-

schen Mixer gelandet ist.

Dieses Gefetze rund um die halbe Weltkugel hatten wir doch schon in Bodo Kirchhoffs »Infanta«. Diese namenlose Zone, in der alle einander auflauern, ist seit Paul Theroux als O-Zone bekannt. Die unverschämt österreichische Art, Schweinereien unter den Tisch zu kehren, um die alten Besatzungsmächte nicht zu verärgern und den neuen Herren in Brüssel nicht auf den Geist zu gehen, kennen wir aus dem unvergeßlich verblichenen Roman Tumblers, »Der Schritt hinüber«. Jetzt fehlt nur noch der obligate Schuß Karl May, was die Landschaft betrifft, und den Steinbruch steuert uns cool in Kalkwerksmanier Thomas Bernhard bei. Mittlerweile weiß sogar der Hund Kommissar Rex, was die Morbus Kitahara ist. Eine Sehstörung, bei der das, was man der Linse zumutet, nicht mit den Signalen im Hirn übereinstimmen muß.

Wahrscheinlich besteht diese Krankheit auch zwischen dem Autor und dem Leser. Denn die Geschichte, die da auf über vierhundert Seiten ausgebreitet ist, läßt sich tatsächlich in einem Satz zusammenfassen: Die drei beteiligten Helden überwinden die Zeit und verstricken sich so ungewollt in ein unlösbares Schicksal.

Am interessantesten sind vielleicht noch die Namen der beteiligten Orte und Personen. Ich meine, seit Konrad Bayr klingt Bering immer bärig. Ambras ist ein geiler Name, dem zur Zeit bloß die Äpfel aus dem Schloßgarten fehlen. Und im Zeitalter von Rex einen Hundekönig einzuführen ist einfach genial!

Sprachlich muß man auf jede Gaudi gefaßt sein. »Daß der Vater gebeugt und die Tochter an sich gedrückt stehenbleibt«, fällt niemandem auf (S. 114). Daß aber zur Unterscheidung von einer langsamen Wut von einer »jähren Wut« (S. 284) gesprochen wird, ist bemerkenswert. Schön ist auch, daß oft Literaten unter sich sind. »Wenn er diesen Schrott unbedingt mitnehmen wolle, sagte ihm der Zivillist, dann müsse er den Helm verflucht noch einmal aufsetzen ... « (S. 289)

Ein schreckliches Jahr, dieses österreichische Jahr in Frankfurt auf der Buchmesse. Alle haben sich in einen Schinken geflüchtet und literarisch versagt. Jetzt hocken die österreichischen Frankfurt-Dichter fast geschlossen in Irland, einerseits um der Steuer zu entfliehen, andererseits um die armen irischen Dichter rechtzeitig für die Frankfurter Buchmesse blöd zu machen. Die armen Iren haben bereits den österreichischen Pavillon übernommen, hoffentlich übernehmen sie nicht auch deren Literatur!

## **Tante Auguste reitet wieder**

*Michael Köhlmeier auf den keuschen Spuren einer Hundertjährigen*

Es ist ja kaum zu glauben. Während wir in den Alpen zittern, ob es Auguste Lechner mit ihren hundert Jahren halbwegs gut geht, schlägt aus dem Rheintal erbarmungslos Köhlmeier mit seinem digitalen Sagenschatz zu!

Nun wissen wir, daß ein halbwegs normaler Schriftsteller heutzutage ein guter Futterverwerter sein muß. Niemand kann in diesen brutalen Zeiten überleben, der nicht eine Idee in sämtlichen Deklinationen der Literaturgeschichte abführt. Wenn dann aber noch die allemannische Tüchtigkeit hinzukommt, so merkt man förmlich, wie sich beim Opus magnum aus jeder Seite ein Ziegel herauschält, der schließlich das Haus des Dichters sein wird.

Was wir beim Rosenhaus Stifters bewundert und verziehen haben, weil er sich immerhin selber den Hals anstatt Ziegel aus dem Werk geschält hat, sehen wir Leser heute nicht mehr so gerne.

**Michael Köhlmeier:**  
Telemach. Roman.  
München: Piper 1995.  
484 Seiten. 355,- öS.  
*Michael Köhlmeier, geb.*  
*1949, lebt in Hohenems.*  
11/12/95

Wie alle Unglücksraben der ehemaligen Republik und jetzigen EU-plik Österreich ist auch Köhlmeier aufgefordert worden, für Frankfurt einen Schinken hinzulegen.

(An dieser Stelle kann man Wetten abschließen, ob sich die klugen Iren, die heuer bei der Buchmesse dran sind, ebenfalls zu einer Schinken-Orgie werden hinreißen lassen.)

Kurzum, der vom Piper-Verlag Aufgeforderte kam seiner Frankfurt-Pflicht nach und lieferte einen Schinken erster Klasse!

Die Kids reagierten wie wild auf den Roman, der unter dem Titel »Telemach« angeboten wird.

Immerhin erwartet sich ein Kid heutzutage unter diesem Titel wenigstens ein kleines Fernsehspiel mit autovirtueller Möglichkeit. Sportler werden selbstverständlich an den Telemach-Aufsprung denken.

Aber weit gefehlt! Unter dem telegenen Titel verbirgt sich nichts anderes als der ledige oder unleidige Sohn Odysseus, der in den Nachkriegswirren seinen Vater verloren hat. Hier ahnt der gelernte österreichische Leser bereits, daß Köhlmeier sozusagen mit der Hinterhand die Scharrangsche und Jelineksche Pflicht erfüllt.

Telemach sandelt nun in den Gemächern herum, hat einen guten Sound drauf und macht alles, was man in diesem Alter zu tun pflegt.

Nun ist es Geschmackssache, ob man den Alltag anhand griechischer Götter dargestellt haben möchte. Ein gutes PC-Programm freilich läßt heutzutage selbst den einfachsten Schriftsteller eine Sagenwelt aufstischen, die in ihrer Verwobenheit sagenhaft ist. Wenn man beim Lesen genau aufpaßt, hört man das Kichern jener Oberstufenklassen, die eines Tages als *Humnasiasten* an Gerichten für eine Prometheus-gemäße Bestrafung von Lebergeschädigten sorgen werden.

Kurzum, das Buch ist ein einzigartiger Odysseusschas!

In seinem ersten Buch hat Köhlmeier mit dem Peverl-Toni eine Figur geschaffen, die in ihrer Volksnähe und in dem ihr innewohnenden Anarchismus ganze Lesestrüche in den alten Wald gefegt hat. In jener sagenhaften Figur war Widerstand möglich. Als Leser hat man sich Seite für Seite auf die nächste Anleitung zum Leben in der Republik gefreut.

Aber dieser Gag nun! Fast muß man befürchten, daß die Fraktion griechisch-christlicher Gewerkschaftslehrer den ehemaligen Peverl-Produzenten gekauft hat, damit das Altertum endgültig pragmatisiert und literarisch hin werde!

Jetzt fehlt nur noch die unendlich griechisch-tiefe Stimme des verblichenen Humbert Fink, der das Buch gut findet. Aber vielleicht kann an

seiner statt Köhlmeier in die Kronenzeitung wechseln. Denn was kann man nach so einem leeren Schinken noch schreiben?

## Das Gedicht

Eine Faustregel sagt, pro eingetragenen Wort im Duden gibt es mindestens fünf Fachzeitschriften darüber. So ist es kein Wunder, daß es endlich eine umfangreiche Darlegung über alles, was das Gedicht betrifft, in einer Zeitschrift gibt. Eigentlich ist es ja ein Jahrbuch, die die Erscheinungsweise ist nämlich jährlich.

Neu und überraschend positiv am jüngsten Band ist, daß es eine eigene Österreich-Abteilung gibt.

Die Textausschnitte von Mayröcker, Jandl, Eichhorn, Zauner, Pessl, Einzinger, Seidlhofer, Czernin, Sperl, Donhauser, Fischer, Schmatz und Franzobel sind tatsächlich Haltegriffe, an denen sich der Leser gegenwärtiger Lyrik festhalten kann. Dazu kommt noch ein eigenes Kapitel über den Leonce-und-Lena-Preisträger, den Tiroler Raoul Schrott, dessen Hotel-Gedichte wahrlich ein Meilenstein transzendenter und welttranspirierender Lyrik sind. Ein Gespräch mit dem Altmeister Karl Krolow und ein Ausflug in die Lyrik-Szene der USA verankern die Texte kreuz und quer in den poetischen Koordinaten.

Der Schwerpunkt freilich ist ein riesiges Kompendium von Rezensionen. Eine solche, wohl fast lückenlose, Bibliographie zur gegenwärtigen Lyrik, hat selbst der eingefleischteste Lyrik-Papst wohl noch nie gesehen.

Daher an alle, die mit Gedichten zu tun haben: Der Band heißt nicht nur Gedicht, er ist für alle Gedicht-Angelegenheiten unverzichtbar!

Das Gedicht. Zeitschrift für Lyrik, Essay und Kritik. Hrsg. von Anton G. Leitner. Nr. 3 / Oktober 1995. 204 Seiten. 140,- öS. D-82231 Weißling bei München, Postfach 1203

## Krieg nach dem Sieg

So, alles ist gewonnen, alle sind so glücklich, und die Mitteleuropäer schmachten im Frieden dahin. Wenn man die Berichterstattung über unser Leben der letzten fünfzig Jahre oberflächlich überfliegt, gelangt man in einen Sprachhaufen höchster Glückseligkeit.

Max Peintner aber traut diesen öffentlichen Sätzen nicht. In einer anstrengenden Detektivarbeit entlarvt er jeweils die

**Max Peintner:** Krieg nach dem Sieg. Salzburg: Residenz 1995. 151 Seiten.

*Max Peintner, geb. 1937 in Hall, ist Maler und Schriftsteller.*

27/12/95